

WERKS-ZEITUNG

RUHRSTAHL-AKTIEN-GESELLSCHAFT HENRICHSHÜTTE HATTINGEN

HH

8. Jahrgang

Die „Werks-Zeitung“ erscheint jeden 2. Freitag.
Nachdruck nur mit Quellenangabe u. Genehmigung
der Hauptschriftleitung gestattet.

22. September 1933

Zuschriften sind zu richten an
Ruhrstahl Akt.-Ges., Henrichshütte, Hattingen
Abteilung Schriftleitung der Werks-Zeitung.

Nummer 20

Herausgegeben im Deutschen Institut für Nationalsozialistische Technische Arbeitsforschung und -schulung
in der Deutschen Arbeitsfront

Der Kampf um den Donau-Raum

Das kleine Oesterreich, das die Verträge von 1919 übriggelassen hatten, kann nicht alleinstehen. Es braucht Anlehnung an befreundete Staaten. Es hat diese freundschaftliche Anlehnung seit dem unglücklichen Friedensschluß immer gesucht, aber als Schnittpunkt der verschiedensten wirtschaftlichen und politischen Interessen taumelte es von einer Abhängigkeit in die andere. Frühere Führer hatten wohl erkannt, daß allein im Zusammenschluß mit Deutschland dem Land seine Existenz erhalten werden könne, der, da ein politischer Zusammenschluß unmöglich schien, durch die Zollunion auf wirtschaftlichem Gebiet gesucht wurde. Das Scheitern dieses Planes und vor allem die ausländische Hege, die dahin geführt, und die zwei Jahre lang nicht nachgelassen hat, hat zu der Abkehr vom Deutschen geführt, die Leute wie Dollfuß an die Regierung gelangen ließ und die sich heute in der bekannten unglaublichen Weise auslebt.

Das Oesterreich 'Dollfuß' hat den „österreichischen Menschen“ wieder entdeckt, und in dem Bestreben, diesen „Menschen“ und die Selbständigkeit des Landes gegenüber dem Deutschen zu wahren, gerät das arme Land unter falscher Führung in eine Abhängigkeit nach der anderen. Dollfuß übersteht das gescheitert, er träumt sich auf dem Wege nach oben

als zwar kleiner aber starker Mann; mit erstaunlich konsequenter staatsmännischer Kurzsichtigkeit verfolgt er sein und seiner Mitarbeiter Baugoin, Fey und Starhemberg Ziel: Die Wiedereinführung einer selbständigen, auch von Deutschland unabhängigen österreichisch-ungarischen Monarchie. In Oesterreich wird diese Idee von den „Legitimisten“, d. h. den habsburgisch Kaisertreuen, verfolgt, in Ungarn findet sie in Kreisen des Adels und der Geistlichkeit Freunde.

Sie findet aber auch noch andere Freunde — und nach denen schielt heute Dollfuß.

Das sind Frankreich und England. Sie sehen in der österreichisch-ungarischen Monarchie das stärkste Bollwerk gegen die deutsche Mitteleuropa-Politik, die im deutsch-österreichischen

Zusammenschluß und in der Erschließung des Donau-Raumes für eine Austauschwirtschaft die Lösung wichtiger völkischer und wirtschaftlicher Fragen verfolgt. England und Frankreich sind selbst am Donau-Raum interessiert; sie wollen Deutschland in diesem wichtigen Wirtschaftsraum keinen Einfluß gönnen, lediglich deshalb, um ihn selbst beherrschen zu können.

Zwei wichtige Helfer will Frankreich hierfür in die Hand bekommen, von denen einer ihm schon sicher ist: die von Frankreich abhängige Kleine Entente der Donauländer und auf der anderen Seite eine von Frankreich abhängige österreichisch-ungarische Monarchie.

Ein wichtiger Konkurrent durchkreuzt diese

französische Donaupolitik: Italien, das in Budapest seinen Donau-Stützpunkt in einem Freundschaftsvertrag mit Ungarn errichtet hat. Dieser italienische Stützpunkt ist eingekreist und gefährlich abgegrenzt durch die Erneuerung der Kleinen Entente. Italien sucht für Ungarn Luft zu schaffen und mit ihm einen neuen Anschluß herzustellen. Dieser Anschluß heißt Oesterreich, das auf der einen Seite an Ungarn, auf der anderen an Italien stößt. Ein Staatenbund Italien-Oesterreich-Ungarn, zu dem noch Kroatien kommen könnte, das von Jugoslawien abgesplittert werden soll — dieser Staatenbund würde Italien seinen Einfluß im Donau-Wirtschaftsgebiet sichern und ihm gleichzeitig ein Gegengewicht gegen den Bund Polen-Tschechoslowakei-



Fernsicht

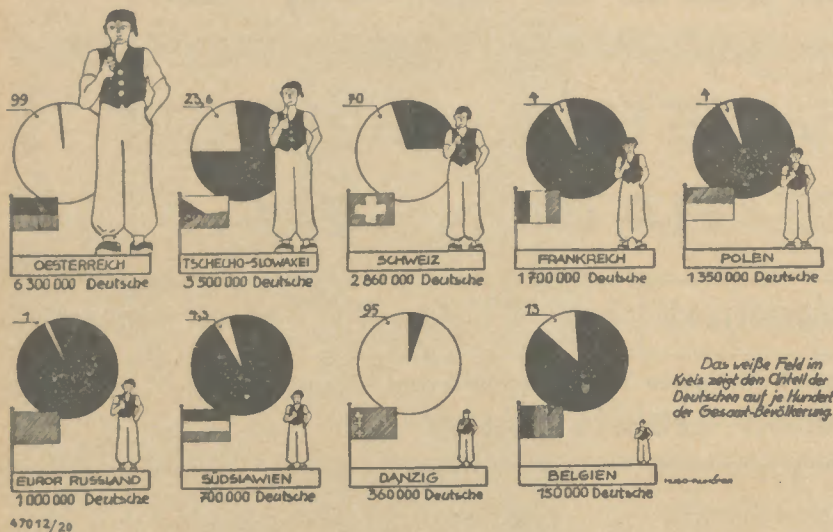
Aufnahme von H. Liebetrau

Rumänien-Jugoslawien bedeuten. Bringt die österreichisch-ungarische Dollfuß-Monarchie diesen Anschluß — so soll sie ihm recht sein, wenn diese Pläne anders nicht durchführbar sind. Anscheinend gibt sich aber Frankreich neuerdings große Mühe, wie sein Außenminister Paul-Boncour vor kurzem erklärte, mit Italien in dieser Frage zusammenzugehen. Wir werden also sehr auf der Hut sein müssen.

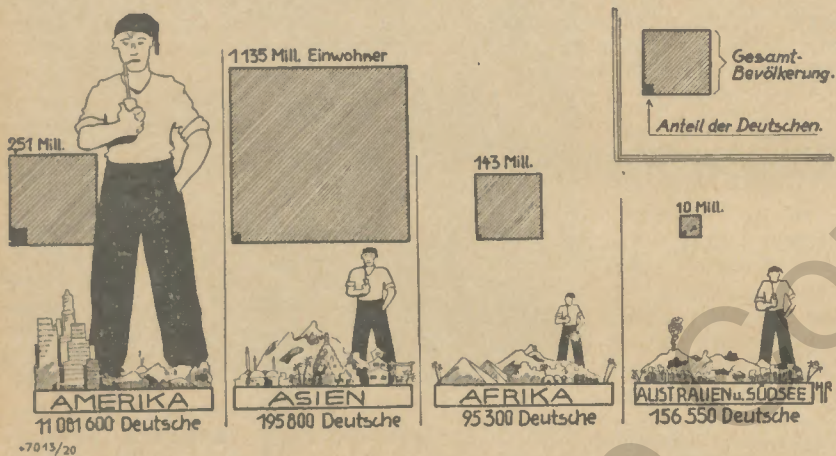
Es ergibt sich immerhin das Merkwürdige, daß England, Frankreich und Italien im Interesse einer gegeneinander gerichteten Wirtschaftspolitik das gleiche Ziel verfolgen. In London wurde hinter den Kulissen der Weltwirtschaftskonferenz viel hierüber gesprochen und auch verhandelt. Otto, der Sohn der Kaiserin Zita, ist der hoffnungsvolle Thronanwärter. Otto hat in England Sympathien. Zita als ausgemachte Deutschfeindin ist in Frankreich besonders beliebt.

Jeder dritte Deutsche

wohnt außerhalb der Reichsgrenze.



Außer rund 66 Millionen Deutschen im Reich wohnen jenseits der Reichsgrenze noch etwa 30 Millionen. Die Verteilung dieser Auslandsdeutschen innerhalb der europäischen Länder zeigt unser erstes Bild.



Auch in den außereuropäischen Ländern befinden sich überall deutsche Menschen. Unser Bild 2 zeigt ihre Verteilung, nach Erdteilen geordnet.

Diese Monarchie, die die Abkehr Österreichs von der großdeutschen Politik zugunsten Frankreichs bedeutet, liegt natürlich in keinem Fall im deutschen Interesse. Abgesehen von nationalen und völkischen Gesichtspunkten, wird Deutschland aus wirtschaftlichen Gründen nicht vom deutschen Brudervolk lassen, womit allerdings nicht das Österreich des Kanzlers Dollfuß gemeint sein kann. Deutschland hat Interesse an einem deutschen Politik betreibenden Österreich — dann ist der Anschluß nur noch Formache — und an einem bedeutenden Ungarn. Dann hat es durch diesen Staatenblock seine wirtschaftlichen Interessen im Donauraum und seine politischen gegenüber der Kleinen Entente genügend gesichert. Der Donauraum mit seiner Bodenvirtschaft ist für das Industrieland Deutschland als wirtschaftliches Austauschgebiet ungeheuer wichtig. Die Bildung solcher Großraumwirtschaften, mit Deutschland als einflussreichem Partner, liegt auch in der Linie der nationalsozialistischen Wirtschaftspolitik.

Abgesehen von den völkischen Gründen ist daher auch der Nationalsozialismus in Österreich der Sachwalter der deutschen Interessen gegenüber der Dollfußpolitik. Trotz der rigorosen Unterdrückung des Nationalsozialismus macht die Bewegung dort, wie täglich deutlicher zu merken ist, große Fortschritte. Man darf also annehmen, daß auch die neuesten Maßnahmen der Regierung Dollfuß — die Aufstellung eines Zusammenstoßes zur Bekämpfung der nationalsozialistischen Bewegung mit Hilfe des Krieges — daran nichts mehr ändern und daß es nur noch eine Frage der Zeit sein wird, daß Dollfuß und seine Regierung den Boden unter den Füßen verlieren und daß seine Partei, die christlich-soziale, das österreichische Zentrum, dem Ansturm der Nationalsozialisten nicht mehr gewachsen sein wird. Es haben schon Verhandlungen, die die Einbeziehung der Nationalsozialisten in die Regierung bezwecken sollten, stattgefunden, aber Dollfuß hat die Forderungen der Nationalsozialisten nach sofortigen Neuwahlen nicht anerkannt.

Wichtig in dieser Frage ist die Haltung Ungarns. Es wurde schon gesagt, daß Reife des Adels und der Geistlichkeit die Bestrebungen nach einer Doppelmonarchie unterstützen. Die ungarische Regierung aber

denkt anders. Es muß hier zuvor erwähnt werden, daß Ungarn bereits eine Monarchie ist und daß der augenblicklich leerstehende Königsthron durch den Reichsverweser Horthy verwaltet wird. Der Ministerpräsident Gömbös, der die Mehrheit im ungarischen Reichstag hinter sich hat, ist, wenn auch ungarischer Monarchist, so doch kein Freund der habsburgischen Doppelmonarchie. Als tüchtiger Politiker und Diplomat will er es mit keinem verderben. Darum spricht er seine Stellungnahme nicht offen aus; aber es ist gewiß, daß er als Verfechter eines rein ungarischen Königtums kein Freund der habsburgischen Reaktion sein kann. Man darf es ruhig aussprechen: Gömbös ist als Bundesgenosse in der deutschen Mitteleuropa-Politik anzusehen.

Was wird aus Österreich? — Eine Frage, die wegen der verwandtschaftlichen Beziehungen zum österreichischen Brudervolk, nicht zu seiner jetzigen Regierung, auch Deutschland mit Bangen stellen kann. Seit dem Zusammenbruch der österreichischen Kreditbank scheint eine offene finanzielle Katastrophe unvermeidlich. Durch das Laufanner Abkommen hat sich Österreich notgedrungenmaßen in finanzielle Abhängigkeit begeben, um die zur geldlichen Gesundung so notwendige Anleihe zu erhalten. Und in liebebedienlicher Würdelosigkeit ist seine heutige Politik ganz auf Frankreich abgestellt; — freilich ohne Italien zu verletzen und mit einem Seitenblick auf die Tschechoslowakei — um die immer wieder versprochenen Gelder der Anleihe endlich zu erhalten. Das Interesse Frankreichs an dieser englisch-französischen Anleihe, deren Gewährung den Zweck haben soll, den Anschluß an Deutschland zu verhindern, ist natürlich heute nicht mehr so groß, wo es sieht, daß Herr Dollfuß freiwillig und kostenlos hergibt, was es mit Geld verhindern wollte.

Währenddessen verschlechtert sich die Finanzlage des Landes immer mehr. Der Fehlbetrag des Haushaltes übersteigt bereits 100 Millionen Schilling. Die Ausfälle im Fremdenverkehr werden auf 150 bis 200 Millionen Schilling geschätzt. Man will jetzt versuchen, diese Fehlbeträge durch eine innere Anleihe aufzubringen, da ja die Gelder der Auslandsanleihe doch sofort nach Erhalt wieder in die Taschen der Auslandsgläubiger fließen würden. Ob die Finanzkatastrophe noch aufzuhalten ist, erscheint jedoch fraglich. Das Land rutscht immer weiter auf der schiefen Ebene abwärts, auf die es sich nicht zuletzt selbst durch seine falsche Politik gestellt hat. Unterdessen arbeitet der Nationalsozialismus hüben und drüben unverdrossen weiter, um wenigstens die innere Übereinstimmung der beiden das deutsche Volk bildenden Staaten herbeizuführen. Daß er sein Ziel erreichen wird, daran zweifelt weder hier noch dort jemand. Die Ereignisse der letzten Zeit reden eine zu deutliche Sprache, die man über kurz oder lang auch in Wien einmal verstehen lernen wird.

Nationalwirtschaft geht vor Weltwirtschaft

Das Scheitern der Londoner Wirtschaftskonferenz hat in der ganzen Welt die Erkenntnis reifen lassen, daß die nationalen Volkswirtschaften sich erst einmal auf eigene gesunde Füße stellen müssen, bevor an eine Wiederherstellung normaler weltwirtschaftlicher Beziehungen gedacht werden kann. Die Folge dieser Erkenntnis ist nicht der Übergang zu einer einseitigen Binnenwirtschaft. Die meisten Länder, und namentlich auch Deutschland, können nicht ernstlich daran denken, auf den Außenhandel zu verzichten. Jedes Land muß entweder Rohstoffe oder Fertigwaren oder auch Nahrungsmittel aus anderen Ländern beziehen und muß daher, um diese bezahlen zu können, eigene Erzeugnisse ausführen. Aber die Grundlage eines für das eigene Volk erforderlichen Außenhandels ist ein gesunder und aufnahmefähiger Inlandsmarkt. Erst dieser macht die Erzeuger so leistungsfähig, daß sie mit den Überschüssen ihrer Erzeugung den Wettbewerb auf den internationalen Märkten erfolgreich aufnehmen können. Außenhandel ohne ausreichenden Binnenmarkt wird immer in der Luft schweben und in Gefahr stehen, durch überlegene Konkurrenten aus dem Felde geschlagen zu werden.

Es gab in Deutschland eine Zeit, in der man glaubte, die gesamte deutsche Wirtschaft zur Weltwirtschaft fortzuentwickeln und den Außenhandel zur Grundlage der Volkswirtschaft machen zu müssen. Mit Recht hat der Reichsbankpräsident Dr. Schacht diesen Glauben als eine der vielen falschen Ansichten bezeichnet, mit denen die Erfahrung des letzten Krieges endgültig aufgeräumt hat. Jetzt müssen auch andere Länder und Völker die Erfahrung machen, daß der Weltmarkt kein Ding an sich ist, sondern nur eine Ergänzung des Binnenmarktes.

Aber weil diese Ergänzung erwünscht und notwendig ist, wird kein Land freiwillig auf die Ausfuhr verzichten oder sich vom Weltmarkt überhaupt zurückziehen. Nur muß sich jedermann darüber klar sein, daß der Außenhandel der Erzeugung von Gütern niemals die gleiche Sicherheit gewährleisten kann wie der Inlandsmarkt. Allerdings ist es möglich, auch dem Außenhandel eine größere Stetigkeit und Sicherheit zu geben. Das tat z. B. England, als es mit seinen Kolonien einen Vertrag auf der Grundlage gegenseitiger Bevorzugung abschloß. Andere Länder versuchen das gleiche Ziel durch Abschluß von Handelsverträgen zu erreichen. Aber die gleiche Sicherheit wie ein politischer Vertrag, der den Binnenmarkt erweitert und gleichsam den Markt des anderen Landes zum eigenen macht, kann ein Handelsvertrag natürlich nicht bieten. Gute Handelsverträge wiederum kann nur ein Land abschließen, das den Vertragsteilen aufnahmefähige Absatzmärkte zur Verfügung zu stellen vermag. Auch von diesem Gesichtspunkt aus ist ein gesunder Binnenmarkt die Voraussetzung für die Gewinnung und Behauptung von Auslandsmärkten. Die Gesundung der Nationalwirtschaft muß daher der Weltwirtschaft vorangehen. Nur auf diesem Wege werden wir vielleicht wieder zu einem vernünftigen, wenn auch scharf abgegrenzten weltwirtschaftlichen Handelsaustausch gelangen.

Laßt uns das Erntedankfest des deutschen Volkes feiern!

Es ist die gleiche Sonne, die über unsrer aller Häupter scheint. Es ist derselbe Wechsel zwischen Tag und Nacht, dieselbe Wiederkehr der Jahreszeiten, die im Ablauf der Jahrtausende allem Leben unsrer Erde eine erste Ordnung gibt. Ehe Menschen auf der Erde gingen, bevor sich Menschenhand regte, im Kampf ums Dasein das eigne Leben zu erhalten, hat schon diese natürliche Ordnung gewaltet. Nur sie allein hat im Zeitentausch von Frühling, Sommer, Herbst und Winter dargebracht das Werden und das Wachstum aus dem Schoß der Erde, die nun dem Menschen Herberge ist. Sie ist Gesetz, sie ist Natur. Sie ist das erste und das letzte Wort des Lebens. Und nichts besteht auf dieser Erde, was gegen sie verstößt. Nichts kann der Mensch je unternehmen, was diese Ordnung nach seinem Wunsch und Willen, nach seiner Kunst und Weisheit auch nur an einem einzigen Punkt „verbessern“ würde. Denn diese Ordnung ist nicht Technik, sondern Schöpfung.

In ihr ist auch der Mensch zugleich mit allem, was die Erde je an Geschöpfen hervorgebracht, ins Leben hingewiesen. Und mehr als dies Geschenk des Lebens selbst ward keinem mitgegeben. Was zum Leben erwacht ist, muß um sein Leben kämpfen. Denn jene Ordnung aus dem großen Sinn der Schöpfung schuf nicht das Paradies friedlich umhegter Weideplätze, nicht die goldene Aue einer Fruchtbarkeit, die der mühelosen Ernte in die Speicher sorgenloser Menschenkinder dient. Wohl spannte sie den Rahmen einer Welt der Sonne und der kreisenden Gestirne, wohl legte sie in ihm für alle Zeit den meisterhaften Plan der Bahnen und der Umlaufzeiten, den Weltverkehr der Sterne fest. Jedoch, was an selbsteigenem Wachstum der Natur auch aus der Erde sproß, was da erwuchs und mächtig sich entfaltete, was da verdarb und unterging, war nicht mehr Sorge und Voraussicht der Instanz der allerhöchsten Ordnung selbst. Sie gab den vornehmsten Freibrief, der je ausgestellt worden ist, nach eignem Ermessen zu tun und zu lassen, was beliebt, in die Hand der ungebundenen Natur. So war Natur niemandem Rechenschaft darüber schuldig, wie sie von jeher auf der Erde waltete, wie sie auch mit uns Menschen schaltete. Was sie dem irdischen Leben als Trieb geschenkt, was sie der Pflanze, dem Getier an Zeugungskraft, an Lebenswillen und an Lebenswiderstand, an Rüstzeug ihrer Waffen gab, war schon Entscheidung über das Geschick der eigenen Geschöpfe. So wie Natur es immer auch bedünkt, so hat sie stets gewirkt. Sie kennt nicht Haushaltsplan und nicht Etat. Gewiß nicht jenen, den ein Verwaltungsmann sich wünscht, um einen Lieferungsvertrag mit ihr zu „tätigen“. Was ihr Frühling uns verheißt auf dem Spaziergang durch die Felder, ein trockener Sommer kann es noch verderben. Was noch im Sommer der prächtige Halm verspricht, ein regenschwerer Himmel kann ersehnte Frucht vernichten.

Das ist uralte Erfahrung. Wohl hat diese Erfahrung, haben enttäuschte Hoffnung und Verlust und die verlorene Mühe um den Ertrag dessen, was unter Segenswünschen der unerschütterlichen Glaube des Menschen an das Leben selber zur rechten Zeit in die Furchen des Acker sät, uns rüstig und unternehmend gemacht. Von Geschlecht zu Geschlecht ward weitergegeben, was die Beobachtung

der launischen Natur schon abgeläutet. Bauernregeln gaben bewährte Faustformeln von Hand zu Hand. Eine Wissenschaft vom Wetter trat auf den Plan und nahm die Natur aufs Korn. Sie gab geschätzten Rat, belehrte und schulte den Landmann auf seiner Scholle in der Kunst genauer Anpassung an die Gesetze der Natur, erhöhter Vorjorge gegenüber der Willkür ihres Verfahrens. Und es ist gewiß, daß die gesteigerte Wachsamkeit, daß auch die kräftigere Kost des Bodens und die unermüdlige Züchtung des starken, des „harten“, des lebensfähigen Kornes den Angriffen des verberbenden Wetters, ja den Ueberfällen durch eine herrliche Natur erfolgreich Widerstand geleistet hat. Und dennoch bleibt sie in der Entscheidung stärker als der Mensch. Mit den heißen Schwaden eines verheerenden Sommers, mit Hagel, Wolkenbruch und Ueberflutung, mit Frost und Fraß und Krankheit auf dem Halm bringt sie ihn zur bösen Stunde verderblichen Unsegens um das tägliche Brot.

Wem der Beruf die Ordnung seines Tages regelt, wer nur als Stadtmensch lebt und nur gelegentlich als Ausflügler auf das Land die gelehrtigen Maschinen auf dem Feld ob ihrer Tüchtigkeit anstaunt, der ahnt freilich kaum etwas von dem Charakter einer Natur, deren Herr zu sein er sich schon selbstgefällig rühmt. So wird er sich auch nicht ausnahmslos von Herzen verbunden fühlen können mit denen, die Unwetter trifft und um die Ernte bringt, er ist vielfach nur noch Verbraucher und Verzehrter. Er ist Konsument der Frucht des Bodens, aber nicht der Mensch, der sich bemüht, daß ein Volk von seiner Scholle lebt und daß eine mißgünstige Natur letzten Endes wider das ganze Volk aufsteht. Vom Brot auf seinem Tisch genährt, aus der Schüssel gefüllt, die Kartoffeln und Gemüse birgt, sinnt er noch einmal über die „moderne Technik“ nach, die er auf dem Feld des Bauern bewundert.

Doch dabei kommt ihm nicht der Gedanke, daß angesichts einer hoffnungslosen Ernte die Maschinen im Schuppen des Landmanns nur Gespenster von Stahl und Eisen sind.

Was wiegt da noch sein Tischgebet, mit dem er seinem Herrn für das dankt, was er ihm beschert? Daß der Bissen, den er zum Munde führt, ihn nährt, damit wäre seiner leiblichen Notdurft genug getan. Und ihm mag auch gesegnet sein das Brot, das er sich durch den Fleiß seiner Arbeit verdient. Jedoch, genügt dem Leben schon, was nur den einzelnen befriedigt und erhält? Ist er allein der Hüter der Familie, allein der Hort des Hauses, unter dessen Dach er lebt? Wir meinen, daß sich der noch immer über die Bedeutung von Heim und Eigentum, ja von seinem Eigenwerte täuscht, der es nur seiner persönlichen Tüchtigkeit zuschreibt, daß er noch gut besteht. Wir sagen, daß er den Schutz, den er genießt, die Förderung, die ihm zuteil geworden ist, daß er seine Bewahrung vor Verlust, vor Krankheit, Mißerfolg und völligem Verderb auch der Arbeit und dem Einstand seiner Volksgenossen, dem Einsatz der Gemeinschaft zu danken hat. Auch ihn hob erst sie durch die gemeinsame Leistung aller zu einem Stand des Lebens, den aus eignem Können der einzelne niemals erreicht. Als einzelner allein besteht er nicht den Kampf

Nach der Ernte

Wir schnitten die Saaten, wir Buben und Dirnen,
Mit nackenden Armen und triefenden Stirnen,
Von donnernden, dunkeln Gewittern bedroht —
Gerettet das Korn! Und nicht einer, der darbe!
Von Garbe zu Garbe
Ist Raum für den Tod —
Wie schwellen die Lippen des Lebens so rot!

C. S. Meyer

Anfallverhütung ist besser als Unfallvergütung!



Der Mörder

Von Hermann Böns
(Schluß)

Der Forstmeister sendet reitende Boten ab, und sein Sekretär steht den halben Morgen am Fernsprecher. Der Schadhirsch muß sterben. Da alles Paffen und Weidwerken nichts nützte und das Einlappen auch nichts half, soll der Hirsch bestätigt und vor dem Hunde geschossen werden. — Abends kommen die Schützen an. Dreißig Mann sind es, Förster, Jagdpächter, Bauern, alles sichere Leute. Sie verteilen sich im Dorf, denn der Krugwirt kann sie nicht alle beherbergen. Am anderen Morgen meldet der Fernruf, daß der Hirsch in der hellen Weide fest sei, einem vermoorten, verwachsenen Birkenwalde. Zu Rad und zu Wagen fahren die Schützen zu dem Belauf, in dem die helle Weide liegt. Wie die Raketen, so leise, schleichen sie sich an ihre Stände, und ebenso lautlos treten die Treiber an. Der Hegemeister legt seinen uralten lahmen Sölmann zur Fährte: der einzige Schweißhund weit und breit ist er, der eine gesunde Fährte arbeitet. Das unterschiedlichste Wild läuft die Schützen an, ein jagdbarer Hirsch, Wildbret, zwei Sauen, ein guter Bod, der Fuchs; kein Schuß fällt, denn nur auf den Schadhirsch, den Meuchelmörder, darf der Finger krumm gemacht werden. Eine Stunde vergeht, da taucht der rote Hund und hinter ihm das rote Gesicht des Hegemeisters bei den Schützen auf. Der Hirsch ist nicht vorgekommen. Ein Förster spürt auf dem Rade die Gestelle rund um das Jagen ab; der Hirsch steckt noch im Treiben.

Das Jagen wird noch einmal getrieben. Der Hirsch zieht in voller Deckung am Rande des Treibens entlang.

Der Forstmeister läßt das Jagen noch einmal treiben und geht mit zehn Schützen mit der Treiberwehr. Das hilft; endlich knallt es. Aber das Horn meldet nicht: „Hirsch tot!“ Er ist vorbeigeschossen. Wie eine Rake, so leise, war er bis dicht vor einem Schützen gezogen und hatte mit jäher Flucht die Brandrute überfallen. Zwei hastige Kugeln pfliffen taub hin und her. Alle Mühe, alle Kosten waren vergebens gewesen. Der Hirsch spürte sich bis in das Stiftsmoor und dort verlor sich die Fährte. Aber das Treiben hatte er wohl übel genommen. Sein trockener Schrei ward nicht mehr vernommen in dieser Gegend. Drei Jahre lang erzählten sich die Jäger die Schauermär von dem Schadhirsch, der in einer einzigen Brunnzeit sieben gute Hirsche zuschanden geforkelt hatte. Wie der Dieb in der Nacht war er gekommen und gegangen, wohin, das wußte keiner. In den Zeitungen wurde Nachfrage nach ihm gehalten, aber es wurde nicht bekannt, wo er geblieben war. —

Ein Mann wußte um das Geheimnis des Mordhirsches. Das war der rote Heir, der Waldhummel und Tagesdieb, der in der Kreisstadt am Tage Beeren und Pilze verkaufte und des Abends Riden und Hasen, die er in den Wäldern gestrichelt hatte. Er war am Tage nach der Treibjagd durch das rauhe Horn ge-



mit der Natur, die keines Menschen Wunsch willfährig ist, die auch das schwache Menschengeschöpf zu Boden wirft. Was dieser Natur, die mit Schlingengewächs und Unkraut, mit Ungeziefer groß und klein in die von Menschenhand gepflegte Kultur von Garten und Acker, Stall und Hürde dort einbricht, wo der Mensch sein Amt als Wächter vernachlässigt, seinen Beruf als „Streiter“ nicht erfüllt, ja, was im Kampf und unter Mühen ihrer Wildheit, ihrem Wuchern oder ihrer Dede abgerungen wurde, — es ist erstritten und wird behauptet, es bleibt gesichert nur durch die geschlossene Front der Menschen, die sich die Hand in der Genossenschaft der Arbeit reichen.

Auch ihr steht freilich die ewig gleiche Natur mit der Gewalt ihrer Katastrophen, mit dem unberechenbaren Versagen ihres Segens nicht anders gegenüber wie dem einzelnen, der irgendwo als Siedler, irgendwo als Farmer sich um sein tägliches Brot herumschlägt. Niemals ließ sie den Menschen gewiß sein, daß seine Saat nicht verderbe, daß er eine Ernte heimbringen werde. Unverbrüchlich selbst von Anfang an und auf den Punkt genau in den Gesetzen, nach denen sie selber schafft und in ihrer eigenen Welt schaltet und waltet, sich selber lenkt und leitet, ist und bleibt sie für den Menschen, der sie zu seinen Zwecken nutzt, zuletzt doch unberechenbar.

Mag es der „Aufgeklärte“ noch immer Zufall nennen, wenn das Feld der Bauern ein neues Jahr von dem Einfall ihrer Gewalten verschont blieb. Gleichviel — unter dem Segen, der über dem Lande ist, wenn Sonne und Regen, Wärme und ein heiterer Himmel zur rechten Zeit die Frucht des Bodens in Fülle gedeihen ließ, ist es nicht mehr der Stolz der Wissenschaft und Technik, auf des Menschen Klugheit und Geschick, der in den Tagen einer guten und frohen Ernte den Sinn erhebt. Es ist der Dank, der das menschliche Herz erfüllt, das um die Gefährdung seiner Arbeit durch Gewalten weiß, die niemals seiner Botmäßigkeit unterstehen. Es ist das Mahnen seiner Ohnmacht, in der er klein ist mit seiner kühnsten Berechnung, schwach mit seiner vollkommensten Maschine.

Erntedank

1./2. Oktober 1933

**Säten zwei Männer mit sorgender Hand
Deutschtumsaat in das blutende Land —
Jahre vergingen in Kämpfen und Bangen,
Aber die Saat ist doch aufgegangen.**

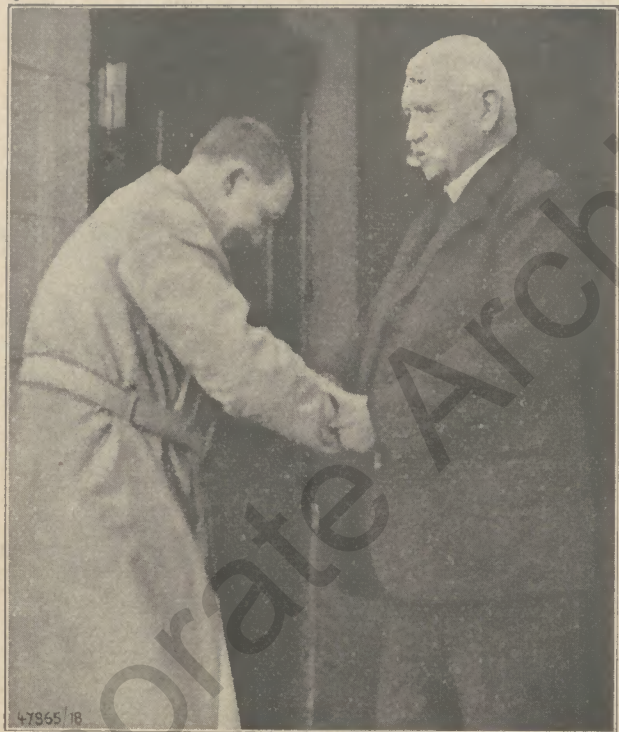
**Ob auch Gewitter und Sturmwind gewütet,
Keimte, in tausenden Herzen behütet,
Schnen nach dem, der die Ketten zerreißt,
Schnen nach allem, was Deutschsein heißt.**

**Aufersteh'n kam uns, und Zeitenwende —
Reichten zwei Männer in Treu'n sich die Hände,
Schritten zwei Säer zum Ernteschnitt,
Und ein geeintes Deutschland ging mit.**

**Glocken ertönen mit ehernem Klang:
Deutschland, mein Deutschland, in Erntedank —
Daß wir doch alle in Demut lernten,
Für Dich zu säen — für Dich zu ernten!**

Georg R. Fischer

Bild rechts: Hindenburg begrüßt Hitler in Neudorf



Zum Bauersmann auf seiner Scholle, zum Ackerknechte hinterm Pflug — zu ihnen sprechen wir diese Worte nicht! Sie wissen um das Wesen der Natur, denn sie fühlen ihren Herzschlag am allernächsten. Und Dank zu sagen für den Segen, der über ihre Felder ging, sind sie zum Gebete im Gotteshaus versammelt, sind sie vereint zum Fest auf Flur und Wiese. Ihr Dank kommt aus der stillen Bescheidung des Menschen, den die stete Erfahrung im Umgang mit der Natur gelehrt hat, daß nicht alle Macht in seine Hand gelegt ist. Er weiß, daß der Natur gegenüber seine Klugheit beschränkt, sein Können begrenzt ist, daß er den Erfolg seiner Mühen nicht im voraus berechnen kann, denn die Natur hat ihre eigene Bilanz. Wohl pflegt er die Saat und bestet den Acker mit der Treue eines guten Verwalters. Darüber hinaus vermag er nichts, denn hier ist seine menschliche Kunst am Ende. Er hofft und wartet, bangt und sorgt sich, wenn böse Wetterzeichen am Horizont auftauchen. Erst wenn der Tag der Ernte angebrochen ist, wenn sie die Scheunen füllt und alle Frucht vom Feld geborgen ist unter seiner Hut, dann ist der Bann der Ungewissheit gebrochen, der noch über seinem Hofen hing. Der Lohn seiner Arbeit ist ihm ausgezahlt. Das Geschenk des Jahres ist in sein Haus gebracht. Von Gemeinde zu Gemeinde ruft die Menschen das Erntedankfest zur frohen Feier!

Das Erntedankfest krönt des Landmanns immer gleichen Arbeitsdienst. So streng geregelt nach der Jahreszeit, wie kein Beruf sonst es verlangt, gewissenhaft erfüllt nach dem, was sie von ihm erheischt, und doch an keinem Tage ganz vor Unbill geschützt, lebt er ein ganzes Leben. Das ist das Los des Bauersmannes. Aber wie viele sind es wohl unter den Millionen derer, die in den Städten wohnen, die davon wissen? Wen beunruhigt es, wenn Dürre die Saat im Halm vertrocknen läßt? Welchen Städter schreckt eine verhegerte Ernte auf? Von der Ackerfurche, der da draußen der Keim des Früh-

Spiele mit der Gefahr ist kein Mut sondern Dummheit

schlichen, um Schwämme zu suchen und nebenher nachzusehen, ob sich nichts in den Schlingen gefangen hatte, die Tags vorher seine beiden Jungen auf die Rehwechsel gestellt hatten. Als er so durch den verwachsenen Moornwald schlich, sein Fuchsgesicht gewohnheitsmäßig zu einer recht dummen Grimasse verziehend, ab und zu einen Pilz loschneidend und über die Schulter in den Tragkorb fallen lassend, da war er plötzlich ganz in sich zusammengefallen und hatte sich geduckt wie ein Fuchs, der die Maus anspringen will. Das rote Haar auf seiner sommersprossigen Stirn zuckte hin und her und seine abstehenden Ohren bewegten sich langsam, denn da vorn ging etwas Seltsames vor sich. Es stöhnte und ankte dort, als läge ein Mensch im Sterben. Die Kreuzotter kriecht nicht so leise, wie Hein Thomann kroch. Den Tragkorb hatte er ab, setzte die alte Mütze auf und zog sie tief in die Stirn, ließ die Schuhe bei dem Korb stehen, und dann glitt er, den kurzen Totschläger fest in der Faust haltend, schnell, aber lautlos näher, jeden Zweig vermeidend, der sein verschoffenes Zeug streifen konnte. Vorsichtig bog er den Weidenbusch zur Seite, hinter dem her das halblaute Stöhnen erklang, und hob den Stoß mit dem Bleikopf zum Schlage. Aber dann fuhr er zurück und sein fahles Gesicht wurde weiß, denn was er da sah, das war gräßlich.

Hinter dem breiten, tiefen, steilwandigen Entwässerungsgraben hing, zwischen den beiden Stämmen einer Zwillingstiefer eingeklemmt, ein starker Hirsch mit weihumbänderten, weit hervorgequollenen Lichtern und herausschlagendem Leder. Die ganze Nacht mußte er schon so gegangen haben, denn von den Hinterläufen war der braune Boden zertrakt und zertreten. Schlaff hing der Hals zu Boden, und das Geweih mit den langen, dicken, spizen, endlosen Stangen berührte mit den blutrot gefärbten Kampflprossen fast die Erde, schrecklich aufgetrieben war der Leib des Hirsches. Ein

ohnmächtiges Zittern erschütterte ab und zu seine Dede, matt spielten die Lauscher, krampfhaft zuckte ab und an ein Lauf, und unaufhörlich kam aus dem weißschäumigen Windfange ein hohles, trockenes, hoffnungsloses Stöhnen. — Ein Schauer überlief den Schlingensteller. Er nahm die schmuckige Kappe ab und fuhr mit der goldhaarigen Hand über die nasse Stirn. Er hatte nie Mitleid empfunden, fand er ein Reh in der Drahtschlinge zappeln, das brachte das Handwerk mit sich. Aber dieses hier? Eine ganze Nacht sterben? Ganz langsam, bei lebendigem Leibe? Der Mann schüttelte sich. Er zog die Schnapsflasche hervor, tat einen kleinen Schluck, sah scheu hin und her, und schlich näher. Ein dumpfer Schlag, das Stöhnen brach; ein Blitz aus der Hand, und in gebogenem Strahl plätscherte der rote Schweiß aus der Schlagader des Hirsches. Hein Thomann verstand sein Geschäft; nach drei Stunden war der Hirsch zermürdet. Die Knochen und das Geweih verschwanden im weichen Moorboden; bis auf einige schöne Stücke hing das ganze Wildbret an Weidenruten in der Krone einer dichten Fichte, mit Papierseken gegen Marber und Krähe verblendet, und in einer anderen Fichte hing der Schädel des Mordhirsches mit dem blutroten Geweih. Drei Nächte lang schleppte Thomann mit seinem hageren, schwarzhaarigen Weib und seinen drei hungrigen Taugenichtsen von Jungen Kiepe auf Kiepe nach der Kreisstadt. Thomann ging zum Bier und hielt seine Freunde frei, seine Alte hatte ein anständiges Kleid an und seine Jungen neue Stiefel. — In einer schlechten Wirtschaft in der großen Stadt, wo bemalte Weiber an weißen Marmortischen auf Raub lauerten, hängt an einem Pfeiler das hohe, weitausgelegte Geweih des Bierzeunders, des Meuchlers, des Schadhirsches, der sich selbst richtete und den langjamten, schrecklichen Tod starb, den Tod des Mörders.



jahrs anvertraut wurde, bis zum Tisch des Städters, wo das Brot geschnitten wird, ist ein weiter Weg. Die Zeitung, die danebenliegt und im raschen Ueberblick den Leser eine halbe Welt durchfliegen läßt, überbrückt nicht sogleich die Ferne zwischen Stadt und Land, nicht die Weite, die zwei verschiedene Leben voneinander trennt.

Noch ist nicht in der Tiefe eines ganzen Volkes das Bewußtsein auch dieser unserer Schicksalsgemeinschaft nach geworden, die doch in Wirklichkeit besteht. Denn ohne jeden Ausschluß waltet über uns allen eine Macht, die keine Technik sich jemals unterwirft. Herrscherin Natur gebietet über unser aller menschliches Vermögen hinaus und läßt uns fühlen, was sie über uns vermag, wenn sie den Erfolg unseres Planens über ein ganzes Jahr, wenn sie den Ertrag der Arbeit auf dem Acker einmal ganz versagt.

So müßte doch der Dank für den Segen der harten Arbeit da draußen auf den Feldern uns alle an einem besonderen Feiertage als das Volk vereinen, das in Not und Hoffnung und im Vertrauen auf eine vom Schicksal nicht mehr so schwer gefährdete Zukunft schon zusammensteht. So müßte uns das Erntedankfest des neuen deutschen Volkes in feierlicher Begehung zum lebendigen Ausdruck der bindenden Kraft auch dieses Gemeinschaftsbewußtseins am 1. Oktober jedes Jahres beisammen sehen!

Uns dünkt, daß der Weg dorthin schon beschritten ist. Haben wir nicht alle am 1. Mai dieses Jahres im Fest der Deutschen Arbeit das Symbol erlebt, das sich mit dem Wahrzeichen eines Erntedankfestes wie zu einem einzigen unverlöschlichen Namenszug unseres deutschen Volkes natürlich zusammenfügt? Wir haben im Mai zum ersten Male gemeinsam unseren Willen kundgetan, daß der Arbeit als Tat und Streben, als Können und Leistung, als Pflicht und Dienst am eigenen Volke der Ehrenplatz vor jedem anderen Amt gebühre. Was sie dem Volke gilt als die rechte Erfüllung der persönlichen Aufgabe an jedem Arbeitsplatz, es ist der moralische Wert einer

Gefinnung, welche Menschen ohne Unterschied nach ihrem ersten Mühen einschätzt, das Lebenspfand der Kraft und Fähigkeit zu verwalten, das ihnen anvertraut ist. Und was Arbeit im Schaffen aller Tagewerke deutscher Menschen vollbringt, es ist im Geist und Gut als unser aller nationales Eigentum begriffen und gewollt. Nicht der Erfolg der Arbeit wird gefeiert, denn er ist dem rechten Tun und Trachten unseres Dienstes an dem Volke selbst gewiß. Die Arbeit selbst wird geehrt als die Ordnungsmacht in Ausgleich und Gerechtigkeit innerhalb der Gemeinschaft deutschen Lebens, die Arbeit als der Wille und die Kraft, sich in einem Frieden zu behaupten, der seinem angestammten Fleiß und seiner steten Tüchtigkeit Recht und Geltung im Kampfe um den neuen Aufstieg als Nation verschafft.

Den Glauben, daß auch die Zeit des deutschen Volkes dieser Ernte entgegenreißt, festigt ein starkes Hoffen im Vertrauen auf seinen Führer. Aber wie er wissen wir alle, daß ein Volk, das um seine innere Läuterung ringt und um seinen äußeren Bestand zu kämpfen hat, jenen Segen nicht entbehren kann, den ihm keine menschliche Hand zu spenden vermag. Wohl ist er gewärtig einer Zuversicht, die sich als unerschütterlich erweist, ist er vorbehaltend der überpersönlichen Größe einer menschlichen Aufgabe und der Lauterkeit der Seele auch eines Volkes, das sich auf sich selbst besonnen hat. So ist denn der Feiertag des 1. Mai die Bitte eines Volkes an ein Walten über seiner Kraft, die Bitte, daß das nationale Beginnen einmütigen Schaffens und heldenhafter Arbeit gesegnet sein möge. Dem Segen seines ersten Bollens Dank zu wissen, ist einem Volk ohne Waffen doch tieferes Bedürfnis. Seinen Dank in der gleichen Gemeinschaft zu bekunden, die sich zu jenem Bollen bekennt, ist die rechte Zeit, wenn durch die Ernte das Walten jenes Segens über der deutschen Arbeit vor unsren Augen sich offenbart. Das Volksfest des Erntedankes am 1. Oktober eines jeden Jahres muß somit im geistigen Bunde mit dem Fest der Arbeit der Schicksalsverbundenheit den natürlichen Ausdruck wahrhaft volklichen Empfindens geben! E. B.

Ursprung, Aufstieg und Niedergang des deutschen Handwerks und des Zunftwesens

Von Richard Haud, Schneeberg

(2. Fortsetzung)

Wer auf Hans Sachs blickt, dem wird er im Lebenskampfe ein Helfer und Führer sein, und auch dem deutschen Handwerk gelte sein trostmütiger Gesang: „Wach auf, es naht gen den Tag! Ich hör singen im grünen Hag eine wunnigliche Nachtigall, ihr Stimm' durchklinget Berg und Tal. Die Nacht neigt sich gen Ostident, der Tag geht auf am Orient, die rotbrünstige Morgenröt' her durch die trüben Wolken geht.“

Wie stolz der Schuhmacher jederzeit auf sein Handwerk war, geht aus folgendem Innungs-spruch hervor, den ich auf einem alten Zinnteller fand: „Auf Erden leben allerhand Leut', doch den Schuster brauchen sie jederzeit; man tut ihn überlaufen!“ Noch drastischer kommt die Geringschätzung anderer Berufe zum Ausdruck in den Worten: „Glaser sind nur Laufeserls, Pappendieb die Schneider, Schlosser, Schmied und Zimmerleut', wissen nichts von Höflichkeit, Töpfer patzen stets im Dreck, Müller seien Bärenhäuter, Kürschner gehn mit Fuchsschwanz um, Drechsler drehen Nasen, Seiler, Weber, anderes Zeug, sind in diesen allzeit gleich, daß man unserem Schusterstand muß den Vorzug lassen.“

Wir kommen nun zur Zunft der

Bader und Barbier.

Daß es schon zu früheren Zeiten Barbier gab, ist uns bekannt; das Barbier- und Friseurgewerbe wurde bereits bei den Völkern des Altertums ausgeübt. Von diesen Völkern lernten die Griechen das Rasieren und Frisieren, und um 300 v. Christi Geburt kam diese Kunst von Sizilien nach Rom. Durch die Beziehungen, in welche die Germanen im letzten Jahrhundert vor Christi zu den Römern traten, lernten sie deren Bart- und Haartrachten sowie ihre Bearbeitung kennen. Aber erst die Kreuzzüge ließen in Deutschland einen eigentlichen Barbier- und Friseurstand aufkommen. Viele der Kreuzfahrer kehrten mit Krankheiten beladen in die Heimat zurück, die die Reinhaltung und Pflege des Körpers erforderlich machten. Die Folge hiervon war die Einrichtung von Baderstuben. Die Erlaubnis zur Einrichtung einer solchen Baderstube hieß Badgerechtigkeit.

Der Bader war ehemals der Besitzer und Vorsteher einer Baderstube, der außer Haarschneiden und Barbieren auch zur Ausübung der niederen Chirurgie und zum Zahnziehen berechtigt war, weshalb er sich nicht nur Bader, sondern auch Wundarzt und Chirurgus nannte. Bader und Barbier, von denen erstere sich nur mit dem Schröpfen und der Behandlung Verwundeter beschäftigen durften, standen in Deutschland lange Zeit unter dem stärksten Druck und blieben von jeder Innung und Zunft ausgeschlossen. Trotzdem der Bader eine wichtige Stellung im öffentlichen Leben innehatte, wurde er als „unehrlich“ betrachtet. Es ist bekannt, daß sich der Bader in den Schenkstuben nicht an die Tische der Bürger setzen durfte, sondern

den ihm vom Schenkwirt angewiesenen Platz einnehmen mußte. Im Jahre 1428 beschloß der Rat zu Köln, daß kein „Bartscherer“ in den Rat der Stadt gewählt werden dürfe, obwohl König Wenzeslaus (1378—1400) allen Batern einen herzlichen und ehrlichen Brief verfertigen ließ, darinnen dem Baderhandwerk gestattet wurde, sich in Zünften zusammenzuschließen und ein Wappen zu führen.

Aber trotz dieses Briefes gelang es den Batern nur ganz allmählich, sich als „ehrliche“ Handwerker durchzusetzen.

Durch einen Beschluß des Augsburger Reichstages im Jahre 1548 wurden endlich die Bader für zünftig erklärt und reingesprochen. Von da an und namentlich nach der Vereinigung der Bader und Barbier durch das Reichsgesetz von 1779 wurden beide und die Wundärzte als nicht voneinander unterscheidene Handwerker betrachtet. Seitdem wurde die Ausübung der niederen Chirurgie nur denen zugestanden, die zunftmäßig sieben Jahre das Gewerbe betrieben hatten und ebenso lange im Besitze einer Barbierstube mit chirurgischer Gerechtigkeit waren.

Mit der zunehmenden Reinlichkeit in den deutschen Städten schwand auch die Notwendigkeit von Baderstuben. Andererseits kam mit der Verfeinerung der Sitten die Gewohnheit auf, sich mehr als bisher barbieren und frisieren zu lassen. Diese Berufsarten wurden damit die Hauptbeschäftigung des Baders. So kam es, daß sich Bader und Barbier trennten und jeder Berufsweig für sich Zünfte bildete. Die Bader verabsolgierten nur noch Bäder, während die Barbier rasierten, frisierten und chirurgische Einrichtungen übernahmen. Die letztgenannte Tätigkeit ging jedoch Ende des 18. Jahrhunderts auf die Ärzte über.

Nach Erlass der Gewerbeordnung von 1845 bildeten sich Innungen, die sich 1871 zu einem „Bunde Deutscher Barbier, Friseur und Perückenmacher“ zusammenschlossen, der 1884 Korporationsrechte erhielt. Der Bund, der seinen Sitz in Berlin hat, zählte i. J. 1902 355 Innungen mit 15 972 Mitgliedern. In Deutschland umfaßt das Friseurhandwerk zurzeit 59 205 Betriebe mit 59 344 Inhabern, 45 657 Gehilfen, 23 776 Lehrlingen und 564 Angestellten.

Wohl kein Gewerbe ist für uns Menschen so unentbehrlich und erfreut sich einer so allgemeinen Wertschätzung wie das Handwerk der Bader.

Schon in frühen Zeiten kannte man das Brotbaden, das unsere Vorfahren von den Römern erlernten. In den Klöstern fand das Baden eine ganz besondere Pflege, von hier aus wurden die Kenntnisse der Badkunst in das Volk getragen. Um das Jahr 1000 herum hatten die Klöster und Fürstentümer ihre Bäder



Oben: Bader: Brotwappen aus dem siebzehnten Jahrhundert

Unten: Tischler: Verzierter Hobel 1740

reien zu Großbetrieben ausgestaltet, in denen wir den gewerbsmäßig arbeitenden Bäcker, freilich noch unfrei, finden. Im öffentlichen Leben aber wurde das Brot noch immer im eigenen Haushalt hergestellt. In früheren Jahrhunderten unterschied man streng zwischen Weißbäcker und Schwarzbäcker, von denen erstere nur Weizenbrot und Semmeln, letztere hingegen nur Schwarzbrot backen durften, und solchen, die nur feineres, in der Hauptsache hohes Gebäck herstellten, diese nannte man Zuckerbäcker, später auch Pfefferkuchler.

Schon im alten Rom waren die Bäcker zu eigenen Korporationen und im Mittelalter in Bäckereinnungen vereinigt, die durch Privilegien begünstigt, andererseits aber auch zur Bereithaltung gewisser Mehlvorräte, um Hungersnöten vorzubeugen, verpflichtet und an Tagen seitens der Behörden gebunden waren. Gewaltige Unmühen und im Bäckereihandwerk vollzogen sich durch die Gründung und das Emporblühen der Städte. Die Bäcker, die unter den Handwerkern zuerst die Hörigkeit von sich abwälzten, wurden in den Städten freudig aufgenommen. Allerdings bedurfte es zur selbständigen Ausübung des Berufes der Erwerbung eines Verkaufsplatzes für die Backwaren; solche Plätze nannte man Brotbank oder Scharrren. Wer den Zins für diese Backgerechtigkeit nicht aufbringen konnte, mußte wieder als Lohnbäcker in den Dienst der Bürgerschaft treten. Die Lohnbäcker wie auch die eine Brotbank bestehenden selbständigen Bäcker durften anfangs nur die öffentlichen Backhäuser der Stadt benutzen, später knüpfte sich jedoch das Recht zum Betriebe einer Bäckerei an einzelne Häuser. Dem Bäcker, der ein solches Haus mit Backgerechtigkeit besaß, stand das Recht zur Anlage eines eigenen Backofens auf seinem Grundstück zu.

Der Beginn des 18. Jahrhunderts brachte für das Bäckereihandwerk insofern eine gewisse Freiheit, als von da an der Betrieb einer Bäckerei nicht mehr von der Verleihung der Backgerechtigkeit abhängig war. Durch die Gewerbeordnung von 1869 ist das Bäckergewerbe freigegeben. In Deutschland gibt es zurzeit 90 324 selbständige Bäckereibetriebe mit 135 747 Gehilfen und Lehrlingen. Ein alter Bäckerspruch lautet: „Bäcker muß man allzeit haben, und sollt man sie aus der Erde graben.“

Anschließend an das Bäckergewerbe behandeln wir als nächstes das Handwerk der

Fleischer,

denn Bäcker und Fleischer gehören nun einmal zusammen, sind es doch auch die beiden Berufe, von denen viele Leute zu behaupten wagen, das sie gegenwärtig die einträglichsten sind, weil es sich hierbei um Lebensmittel handelt, die die breite Masse haben müsse, ohne die der Mensch nun einmal nicht leben könne.

Schon die ältesten der uns bekannten Völker besaßen große Viehherden; wir wissen von diesen Völkern, daß sie Fleisch und Fleischspeisen nicht verschmähten. Auch bei unseren Urvätern bildete das Vieh den Hauptreichtum. Auf den großen Wiesen zwischen Lech, Donau und Iller weideten Pferde, Rinder, Schafe und vor allem Schweine. Das Vieh galt gewissermaßen als Geld, denn die Größe der Herden war der Maßstab für Abgaben und Strafen. Gezüchtet wurden in der Hauptsache Schweine, die anspruchsloser und weniger empfindlich als Rinder waren. Unsere Vorfahren verstanden auch das Fleisch des Schweines zu salzen und zu räuchern. Aus Westfalen kamen geräucherte Schinken zur Kaiserzeit nach Rom. Karl der Große hielt auf Meierhöfen ganze Schweineherden. Außerdem waren stets Fleischvorräte, frische und geräucherte Würste, geräucherter Speck und Schinken vorhanden. Schweinefleisch bildete immer das Hauptnahrungsmittel in Deutschland. Ein besonderes Fleischergewerbe entstand in unserem Vaterlande erst im 12. und 13. Jahrhundert, als die Städte immer größere Bedeutung gewannen. Die Schlächter verkauften ihre Fleischwaren in den sogenannten Fleischbänken. Seit Mitte des 14. Jahrhunderts wurden in manchen Städten z. B. Wien, München und Chemnitz auch schon Viehmärkte abgehalten. Zu derselben Zeit fing man an, Schlachthäuser zu bauen, ebenso wurde manchenorts schon der Schlachthauszwang eingeführt. Selbst die Viehbeschau war in damaliger Zeit nicht unbekannt. In vielen Orten wurde das zum Schlachten bestimmte Vieh von Meistern, die eigens dazu bestimmt waren, genau beesehen. Eine größere Bedeutung gewann das Fleischergewerbe im 14. und 15. Jahrhundert in den Städten, in denen die Fleischer als die Führer der Zünfte, die oft blutige Kämpfe zwischen den eingekesselten und bevorrechtigten Patriziern und den Zünften ausfochten. Obgleich das Selbständigmachen dem Schlächter sehr erschwert wurde, blühte das Fleischergewerbe immer mehr empor. Die Aufnahme in die Zunft erfolgte nur, wenn der Besitz einer Fleischbank nachgewiesen wurde; die Erwerbung einer solchen war sehr teuer.

Bis vor hundert Jahren trieben die Fleischer meist noch Landwirtschaft und Viehzucht als Nebenbeschäftigung, denn ohne diese hätten manche nicht bestehen können. Als dann der Fleischverbrauch immer mehr stieg, fiel auch diese Nebenbeschäftigung weg. Auch hatten die Fleischer in der Herstellung von Wursthwaren große Fortschritte gemacht. Besondere Wurstmacher traten in die Erscheinung. Die Erfindung und Einführung verschiedener Maschinen im vorigen Jahrhundert kam ihnen bei der Ausübung ihres Gewerbes sehr zu statten. Anfangs sah freilich auch der Fleischer in der Maschine einen Feind, der ihn zu vernichten drohe. Mit der Zeit brach sich jedoch in dem Fleischerhandwerk die Erkenntnis Bahn, daß Maschinen oft die besten und zuverlässigsten Gehilfen sind.

Zum weitaus größten Teile wird das Fleischer- und Wurstmachergewerbe heute noch handwerksmäßig betrieben, obwohl auch schon in diesem Berufe bedeutende Großbetriebe in Form von Wurstfabriken errichtet worden sind. Nach den letzten Feststellungen gibt es in Deutschland 84 392 Fleischereibetriebe mit 56 946 Gehilfen, 3824 Lehrlingen und 9730 Angestellten. Ein alter Spruch der Fleischer lautet: „Meßger sein gar brave Leut, man braucht's zur Sommer- und Winterzeit.“

Wir kommen nun zum

Schneiderhandwerk.

Wer zuerst gewerbsmäßig zur Schere und Nadel gegriffen hat, um für andere Kleidungsstücke anzufertigen, das erzählt uns kein Geschichtschreiber. Aber so viel ist sicher, daß schon in den frühesten Zeiten die Menschen das Bedürfnis hatten, ihren Körper vor den Unbilden der Witterung zu schützen; Bildsäulen und geschichtliche Darstellungen aus jener Zeit zeigen uns die Völker der frühesten Geschichte, mit Ausnahme der wilden Stämme im dunklen Afrika,

jämlich schon im Schmuck und Schutze einer Kleidung. Schneider nach unserem Begriffe kannte freilich jene Zeit noch nicht, sondern jeder war sein eigener Schneider. Sicher darf behauptet werden, daß die Herstellung der menschlichen Kleidung ebenso alt ist, wie die Menschheit selbst. Bis etwa um das Jahr 1000 n. Chr. wurde bei den germanischen Vorfahren alle Kleidung im Hause hergestellt. Erst als Stoffe und Schnitte mannigfaltiger wurden, machte sich das Bedürfnis geltend, besondere Personen mit der Herstellung der Kleidung zu beauftragen. Eine Erstarkung erfährt das Handwerk der Schneider im 12. Jahrhundert, teils unter dem Schutze der Mauern neugegründeter Städte, teils durch das Verlangen nach der durch die Kreuzzüge hervorgerufenen Modetracht. Das Erstarken des Schneiderhandwerks führte die Standesgenossen aus reinem Selbsterhaltungstrieb bald dazu, Zünfte (die man im Norden Deutschlands auch Gilden nannte) zu bilden. Die ältesten Urkunden über das Schneiderhandwerk sind ein Gildebrief von 1152, den Heinrich der Löwe den Gewandschneidern von Hamburg verliehen hatte, ein Innungsbrief der Gewand- und Fildschneider im Helmstedt von 1244 und eine Urkunde über das Schneiderhandwerk von 1288 der Berliner Schneiderinnung.

(Fortsetzung folgt)

Erziehung zur Ehrgefinnung



Die Erkenntnis vom Unheil der Lüge ist nicht erst im Laufe der letzten Jahrhunderte erworben worden. Sie ist keineswegs eine Errungenschaft „höherer Kultur“.

Erziehung zur Mannhaftigkeit war schon bei unseren germanischen Vorfahren gleichbedeutend mit Erziehung zur Ehrgefinnung. Auf Treu und Glauben wurde das Wort des Mannes hingenommen. Der Treuvertrag war mit Blut gezeichnet, nicht mit Tinte geschrieben. Es gab kein geistiges Faustrecht, das den weniger Schläuen durch Ueberlistung zum Schuldner machte. Wer unterlag und daher Gefolgschaft leisten mußte, hatte sich im offenen Kampf als der schwächere Gegner erwiesen.

Die Wandlung in der Ehrauffassung begann erst, als der „Fremde“ als handelstüchtiger Partner im Lande erschien. Die Ehre blieb nun nicht mehr allgemein der Maßstab für alle Handlungen. Nur einzelne Stände erhielten auch in geschäftlichen Dingen den Ehrbegriff völlig rein. In ihren Kreisen hielt sich dann auch das Ehrenwort bis auf den heutigen Tag.

Nun kann es keine Erziehung zum vollwertigen deutschen Manne geben, die auf die Forderung einer ehrenhaften Gesinnung Verzicht zu leisten vermöchte. Was diese Gesinnung im Tun und Lassen des Mannes bedeutet, sagt das Wort „Ehrlichkeit“, beweist der Mann, der dies oberste Gebot der Moral erfüllt.

Welche Forderung diese Moral an uns stellt, darüber kann nicht gestritten werden. Dennoch aber drängt uns die Erfahrung heute zu der Frage: „Wie sieht es damit im praktischen Leben aus?“ Kann unsere Jugend mit der Moral, die ihr in Schule und Haus, in Lehrwerkstatt und Kirche gelehrt wurde, draußen im praktischen Leben bestehen? — Wir wissen, daß es ihr dort draußen im täglichen Leben, in der Haft der Betriebe, oft schwer — ja fast unmöglich — gemacht wird, mit dieser Ehrgefinnung durchzukommen. Oft muß sie erfahren, daß ihr diese „alten Anschauungen“ geradezu im Wege sind, wo es gilt, „vorwärts zu kommen“. Sie erlebt es, daß in wirtschaftlichen Fragen und Entscheidungen oft der „Kuhhandel“ in Blüte steht, daß der Skrupellose, der Geißene und Unversorgene den Gewissenhaften und Ehrlichen überflügelt. Auf Schritt und Tritt begegnet der junge Mensch zu seiner Verwunderung dem verzerrten Gebilde jener Wahrheit „mit doppeltem Boden“, jener geschäftsbedingten Wahrheit, die, wenn es eben nicht anders geht, „fünf gerade sein“ läßt. Manchem der jungen Leute ergeht es dann so, daß er den Irrtum bei sich selber sucht und schließlich gar seiner Erziehung grollt, weil sie ihn nicht frühzeitig „helle“ gemacht hat. Hört er doch nur allzu oft von seinen älteren, schon gewigten Kameraden das spöttische Wort: „Du bist ja noch schön dumm!“

Ungezählte junge Menschen sind auf diese Weise im Laufe der hinter uns liegenden Jahre moralisch erschüttert, zum wenigsten aber abgestumpft und damit sozial entwertet worden. Entwertet auch in dem Sinne, daß sie wirtschaftlich vielleicht persönlich „in die Höhe“ kommen, jetzt aber einfach kein Verständnis mehr für die Nöte der „Anderen da unten“ aufbringen konnten.

Nicht zuletzt gegen dieses undeutsche Verhalten einer „Freisinnigkeit“, die den Nutzwert einer Handlung über ihren Gesinnungswert — die den geschäftlichen Erfolg über die Ehrgefinnung stellt, hat sich die nationale Erhebung gewendet. Sie will den Volksgenossen nach seiner moralischen Leistung und nach seiner Gesinnung gewertet wissen. Darum ist sie auch an das Großreinemachen im Haushalt der Nation gegangen. Ihre Führung betreibt Säuberung nach jeder Richtung und mit unerbittlicher Strenge. Sie kann und wird in dieser Beziehung auch nicht vor den Betrieben der deutschen Wirtschaft haltmachen! Es geht ja schließlich um die Beseitigung der in allen Teilen und Gliedern der Nation verderblichen Unsauberkeit, Unwahrheit und Unehrenhaftigkeit.

Ihr letztes Ziel ist Mobilisierung und Einsatz aller gesunden, aufbauenden Kräfte für die Nation. Zu diesen zählen aber in erster Linie die in allen deutschen Herzen schlummernden moralischen Kräfte. Erst sie vermögen jede Gemeinschaft in „Treu und Glauben“ zusammenzuschweißen und durch ihre geistige Kraft auch zur Ueberwindung der äußeren Not stark zu machen.

Erziehung zur Wahrhaftigkeit und Ehrgefinnung ist somit eine nationalsozialistische Grundforderung auch für unser Wirtschafts- und Betriebsleben! Vom Vorarbeiter bis herauf zum Generaldirektor sind alle berufen, daran mitzuwirken. Das beste Erziehungsmittel zur Ehrgefinnung ist und bleibt das Vorbild!

A., Düsseldorf

Drinnen und Draußen

Unererschöpfliche Schätze des Meeres



Wie der Bauer jahraus, jahrein die deutsche Scholle pflügt, um uns mit dem täglichen Brot des Aders zu versorgen, so pflügt der Hochseefischer die weiten Meere um Island, im nördlichen Eismeer, in den Gewässern Grönlands und der deutschen Nordsee Tag für Tag mit Schleppnetz und Treibnetz, das Brot der Meere, die silbernen unendlichen Schätze des ewig neu gebärenden Ozeans der deutschen Volksernährung zuzuführen. Der Binnenländer kann sich wohl kaum eine Vorstellung davon machen, welche Arbeit draußen auf dem Meere

von deutschen Männern unter ständigen Gefahren in Sturm, Winternacht und Eis geleistet wird.

Im Jahre 1932 belief sich der Fang der deutschen See- und Küstentischerei auf rund sechs Millionen Zentner Fische im Werte von etwa 54 Millionen RM. Ein großer Teil dieses hochwertigen Nahrungsmittels, das den Vergleich mit dem Fleisch der Warmblüter nach jeder Richtung hin aushalten kann und auch für die Gesundheit im Wechsel mit ständiger Fleischkost zuträglich ist, wird in der Fischindustrie verarbeitet. Diese Industrie ist in Sonderheit in den Fischereihäfen der Weser und Elbe, aber auch in dem Küstengebiet der Ostsee und weitgehend im Binnenland angesiedelt. Etwa die Hälfte der deutschen Fänge gehen neben einer immer noch erheblichen Einfuhr von ausländischen Heringen nicht als frische Fische, sondern als Räucherwaren, Marinaden, Präserven und Konserven in den Verbrauch.

Unsere heimische Fischindustrie hat aber leider stark unter dem Wettbewerb des Auslandes zu leiden. Im vergangenen Jahr wurden noch fast 400 000 Zentner Fische im Werte von rund 14 Millionen RM. eingeführt. Eine große Belastung unserer Handelsbilanz! Dieser Betrag wäre in unserer eigenen Wirtschaft in der Arbeitsbeschaffung besser angewandt als im Auslande. Die Aussicht etwa, daß ausländische Erzeugnisse besser und schmackhafter seien als die einheimischen, besteht in keiner Weise zu Recht. Unsere Fischindustrie hat sich unter ganz erheblichen Opfern darauf eingestellt, den ausländischen Erzeugnissen mehr als gleichwertige Nahrungsmittel zu schaffen. In den letzten Jahren ist man dazu übergegangen, den deutschen Hering als das Hauptrohmaterial der Fischkonservenindustrie in bester Qualität und in weit größeren Mengen zu fangen und zu verarbeiten.

Das deutsche Hochsee-Fischereigewerbe ist in all seinen Zweigen noch außerordentlich ausdehnungsfähig. Der Hochseefischer erntet, allerdings in mühevoller Arbeit und unter großen Gefahren für Leben und Gesundheit, da, wo er nicht zu fäen braucht — auf dem Grunde und in den Fluten des ewig schöpferischen Ozeans. In welcher Weise andere Hochseefischerei treibende Länder diese unendlichen Schätze des Meeres ihrer eigenen Wirtschaft zuführen, mögen einige wenige Ziffern zeigen. Der englische Fang beträgt bei einer wesentlich geringeren Bevölkerung über zwanzig Millionen Zentner. Das entspricht einem Verbrauch von fünfzig Pfund Seefischen auf den Kopf der Bevölkerung im Jahre. Wir verzehren nur etwa achtzehn Pfund. In den skandinavischen Ländern wird sogar noch die englische Zahl bei weitem übertroffen. Man sieht daraus, welch ungeheure Entwicklungsmöglichkeiten der deutschen Hochseefischerei gegeben sind, wenn die heimische Bevölkerung klar und willig erkennt, daß sie dieses, auch für unsere Seegeltung wichtige Gewerbe durch den Genuß von Seefischen und Seefischereierzeugnissen unterstützt, zumal diese Schätze des Meeres für die Gesundheit lebenswichtige Bestandteile wie Vitamine, Jod, Eiweiß, Phosphor u. a. in ganz besonders hohem Maße enthalten. Dr. W. Reiser.

Aus dem Reich der Frau

Von der Kinderernährung



Morgens brauchen die Kinder eine Nahrung, die, ohne zu reichhaltig zu sein, nahrhaft ist. Die Mutter füttert daher den Milchsaft mit ein oder zwei Stücken Zucker mehr als sonst. Das wird den Kleinen nicht mißfallen, denn Kinder lieben süß. Ein zuckerhaltiges Frühstück wird leicht aufgenommen, gewährt dem Organismus einen Zusatz von Kalorien, erhöht die Widerstandskraft und kräftigt die Muskeln.

Nur eine vernünftige Ernährung kann dem kindlichen Organismus die nötige Kraft verschaffen, damit er die größten Schwierigkeiten überwindet und die notwendige Widerstandskraft besitzt, die für die tägliche körperliche Arbeit notwendig ist.

Besonders während des Wachstums brauchen die Kinder eine kräftige Ernährung. Nach Ansicht maßgebender Persönlichkeiten ist hierfür besonders der Zucker geeignet. Der Wunsch des Kindes nach Süßigkeiten, sobald es in das Alter kommt, sich ausdrücken zu können, wie z. B. nach Kuchen, Marmelade, ist nicht nur eine einfache Schleckerei. Es hat Verlangen danach, weil es sie braucht. Seine Kraftausgaben sind in der Tat recht erheblich. Es bewegt sich unaufhörlich, läuft und spielt ohne Unterbrechung.

Die Kraft, welche es verausgibt, erhält es hauptsächlich aus der Verbrennung der Fette und des Zuckers, die in Form von Nahrungsmitteln in seinen Körper eingeführt und durch die Tätigkeit der Verdauungssäfte verändert werden.

Der Zucker wird vollkommen verbrannt. Es bilden sich Kohlensäure und Wasser, Substanzen, die mit Leichtigkeit durch die Lungen weggeschafft werden,

ohne Rückstände zu hinterlassen. Der Zucker ist tatsächlich für die Kinder ein hervorragendes Nahrungsmittel, das sie am liebsten verzehren, am leichtesten verdauen, und das ihnen die notwendige Kraft ohne schädliche Rückstände liefert. Ebenso muß der Mann, der viel arbeitet, zuckerhaltige Nahrungsmittel aufnehmen, um seine Muskelkraft zu erhalten. Er wird dann die Ermüdung weniger spüren. Er wird dann besser schlafen, denn der Zucker, der ihm eine hervorragende Energiereserve verschafft, wird seinen Magen nicht belasten.

Besonders aber müssen schwächliche Kinder beaufsichtigt werden. Ihr zarter Organismus ist anstehenden Krankheiten in hohem Maße ausgeliefert. Er muß gestärkt werden, ohne den Magen, der eine reichliche Nahrung schlecht vertragen kann, zu überlasten. Die an reinen Kohlehydraten oder Zucker reichen Nahrungsmittel besitzen bei kleinem Volumen einen hervorragenden Nährwert, weil sie vom Körper leicht aufgenommen werden. Eine reichlich zuckerhaltige Nahrung stärkt die Muskeln schnell, reinigt das Blut, erhöht die physische Widerstandskraft und läßt jede Spur von Blutarmut verschwinden.

Gartenbau und Kleintierzucht

Gartenarbeiten im Monat Oktober



Der Oktober bringt uns reichlich Arbeit mit der Ernte und der richtigen Unterbringung der Wintergemüse. Was reif ist, wird geerntet, während Winterring und Sellerie ruhig bis zum nächsten Monat stehen können. Auch Schwarzwurzeln können an ihrem Platz bleiben. Alle Wurzelgemüse sind vor dem Einlagern gut zu trocknen und zu reinigen. Um für den Winter Petersilie zu haben, pflanzt man diese jetzt vorteilhaft in Kübeln oder Töpfe. Sie kann dann in den Wintermonaten jederzeit zum Treiben gebracht werden.

Feldsalat und Spinatbeete sind zur guten Entwicklung von allem Unkraut zu reinigen. Alle anfallenden Reste wie Kartoffelkraut, Kohlstrünke usw. werden am besten verbrannt. Hierbei wird das anhaftende Ungeziefer vernichtet und dadurch der Verbreitung vieler Krankheiten vorgebeugt.

Alles freigewordene Land ist entsprechend der folgenden Bestellung zu düngen und baldigst zu graben. In unseren leichten Böden ist es bestimmt vorteilhaft, im Herbst und Vorwinter das Land umzumachen. Der obenauf liegende Unkrautstamm kann in den milden Wintermonaten nicht mehr keimen. Die Einwirkung des Frostes macht den Boden locker und durchlüftet ihn gründlich. Zudem tötet der Frost viele schädliche Insekten und deren Brut, die durch das Graben aus ihren Überwinterungsplätzen an die Oberfläche gebracht werden. Außerdem wird ein nochmaliges Graben im Frühjahr nicht nötig sein.

Nachtfroste, die zu Ende des Monats überraschend auftreten können, werden den letzten Blumenflor schnell vernichten. Zu überwinterte Topfpflanzen sind daher baldigst frostfrei unterzubringen, Dahlien und Gladiolen, Knollen-Begonien und andere Zwiebelpflanzen sind nach dem Absterben sorgfältig auszugraben und zu trocknen. Dahlienknollen stellt man zu diesem Zwecke besser mit den Stengelen nach unten auf. Diese Art der Aufbewahrung bei Dahlien verhindert manchen Verlust.

Alle Arten von Blumenzwiebeln können noch gepflanzt werden. An Stelle der abgeblühten Sommerblumen pflanzt man bereits wieder Goldlack, Stiefmütterchen, Bellis, Primeln und schöne Frühjahrsblüher. — Grasflächen werden bald zum letzten Male geschnitten und sind scharf auszuharken.

An die Vorteile der Herbstpflanzung von Obstbäumen und Ziersträuchern sei erinnert. Gründliche Vorbereitung der Pflanzlöcher und Verbesserung der Erde nehme man bereits vor. Die Spinnweben ähnlichen Überwinterungsnetze der Raupen begegnen einem auf Schritt und Tritt.

Jeder Gartenbesitzer und Naturfreund sollte zur restlosen Vertilgung dieser Schädlinge beitragen. Die sicherste Vernichtung geschieht durch Verbrennung der abgeschnittenen und sauber gesammelten Raupennester. Ehenz

Zeichenallerlei

Unsere Jubilare

Auf eine fünfundzwanzigjährige Tätigkeit konnte zurückblicken: Karl Heinicke, Handlungsbevollmächtigter der Verwaltung, eingetreten am 1. 10. 08.

Dem Jubilar unsere herzlichsten Glückwünsche.

Familiennachrichten

Eheschließungen:

Karl Wiggershaus, Walzwerk II, am 19. 8. 33; Wilhelm Krüger, Mech. Werkstoff II, am 26. 8. 33; Peter Heinzl, Stahlpuherei, am 9. 9. 33; Johannes Döbelmann, Hauptmagazin, am 9. 9. 33.

Geburten:

Eine Tochter: Paul Rod, Walzwerk I, am 29. 8. 33 — Inge Lore; Hans Harms, Mech. Werkstoff II, am 4. 9. 33 — Ingrid.

Geschäftliche Mitteilungen

Ausgezeichnete Zigarillos für 2½ Mpf. liefert die als sehr leistungsfähig bekannte Zigarrenfabrik Karl Pfattheimer. Beachten Sie die Anzeige. Proben verschiedener Sorten werden der Bestellung unverbindlich beigelegt.

Gegen das Übel des Schweißfußes hat der Chemiker R. v. Kaldreuth, Chemisch, Schönbauer Straße 12, auf Grund wissenschaftlicher Erkenntnisse der Ursachen des Schweißfußes ein Präparat hergestellt, das schlagartig durch eine Einspeisung die übermäßige Schweißabsonderung und den üblen Geruch völlig beseitigt, ohne daß damit die normale bei jedem Menschen nötige Schweißabsonderung beeinträchtigt wird. Da das Mittel Keulform in allen Fällen wirkt, ohne die Gesundheit im geringsten zu beeinträchtigen, dürfte sich seine Anwendung für alle unter Schweißfüßen Leidenden empfehlen. Gegen Hand- und Fußschweiß verwendet man das von der gleichen Firma hergestellte Präparat Keulform-Creme, das unter Berücksichtigung der größeren Empfindlichkeit dieser Hautteile von ausgezeichneter Wirkung ist.

Tuche!

Mein Lager zeigt Ihnen viele **Herbst- und Winter-Neuheiten**. Sie finden bei mir eine sehr große Auswahl vielfach wechselnder, erprobter Stoffe jeder Art für **Damen- u. Herren-Oberkleidung**. Besichtigen Sie bitte mein Lager unverbindlich. Tuchfachleute bedienen Sie.

Tuchhaus Karl Hofmann jr.
Spezialgeschäft in Tuchen u. Futterstoffen
Viktoriastraße 5 (am Rathaus), Fernruf 61851

Geschäftszeit von 8-13¹⁵ und 14¹⁵-19 Uhr

Die Qualität eines Polstermöbels

richtet sich nach der Güte des verarbeiteten Materials und der von einem tüchtigen Handwerker aufgewandten Arbeitszeit. Wollen Sie sicher gehen, wirklich gut gearbeitete Sofas, Ruhebetten, Couches, Sessel und Matratzen jeder Art zu erhalten, prüfen Sie meine Angebote. Bei mir erhalten Sie für Ihr Geld den größten Gegenwert.

Beachten Sie bitte meine Schaufenster und Preise. Annahme von Ehestandsdarlehensscheinen.
Lager und Verkauf sämtlicher

POLSTERMATERIALIEN

wie Bindfäden, Springfedern, Gurte, Roßhaar, Seegras, Kapok, Dreil, Stoffbezüge, Juteleinen, Ledertuch usw.

Polsterei A. Thiel

Bochum, Humboldtstr. 52
zwischen Marienkirche und Hauptbahnhof.



Strickkleidung

schont Ihre Gesundheit!

Ihre Gesundheit ist Ihr Kapital, das Sie durch warme Kleidung schützen sollten

Entzückende Herbstneuheiten in allen Preislagen empfiehlt

A. HÖPPNER

Gußstahlstr. 14 Bochum Fernruf 68822

Technikum

Preußische Bergakademie Clausthal.

Hochschule für Bergbau- und Markscheidkunde, Eisenhütten- und Gießereiwesen, Metallhüttenkunde in Clausthal-Zellerfeld (Oberharz). Die Einschreibungen für das Wintersemester 1933/34 finden vom 16. Oktober bis 15. November statt. Beginn der Vorlesungen und Übungen am 1. November. Das Vorlesungsverzeichnis nebst einer ausführlichen Beschreibung der Institute und sonstigen Lehrinrichtungen kann vom Sekretariat der Bergakademie Clausthal in Clausthal-Zellerfeld bezogen werden.

Rheinische Ingenieurschule **Mannheim** Maschinenbau Elektrotechnik

Qualitäts-
wagen
preiswert
u. franko.
Listefrei. Dankschreiben vieler Arbeitskollegen. Aloys Abel.
Borsch-Gema Rhön 19.

Reelle Bezugsquelle!

Betten

1½ schläfig, echt rot, federdicht, Oberbett mit 7 Pfd. Federn

9,75, 14,50, 21,50
Unterbett mit 6 Pfd. Federn 9,30, 13,55, 20,—
Kissen mit 2½ Pfd. Federn 2,95, 3,95, 6,50

Vollständige Betten 22,—, 32,—, 48,—
Preisliste gratis. Umtausch oder Geld zurück. Viele Dankschreiben. Nachnahme-Versand. Bettenfabrik H. Möller, Kassel, Nr. 108, Wörthstr. 2

Ausgezeichnete Zigarillos

Nr. 54
etwa 8 cm lang, volles Format, nur 2½ Rpf. das Stück (in Packungen zu 200 Stück). Hervorragend in Qualität und Aroma. Garantie Rücknahme bei Nichtgefallen. 600 Stück gehen noch als Päckchen. Versand per Nachnahme. Proben verschiedener Sorten werden der Bestellung unverbindlich beigelegt.

Karl Pfattheicher, Zigarrenfabrik, Blankenloch D 62 (Baden)

Reparaturen

an sämtlichen

Korbmöbeln

und Korbwaren werden gut, billig und fachgemäß ausgeführt bei

Schweigart

(Vossen Nchf.)

Heggerstr. 25

Sie sparen 30%

11 mg gross
Zigarre
Konkurrenzlos! Aus edelst. Uebersee-Tabaken. 100 St. nur M 6,95, 300 St. portofrei geg. Nachn. ff. Rauchtabake v. M 1,40 p. Pfd. an. Gar.: Zurückn. Preis. gratis. Nur direkt v. Tab. u. Zig. Fabrik Gebr. Weckmann, Hanau - 52

•••••

Eine Quelle

immer neuer Anregung stellt unsere Zeitung dar, wenn die einzelnen Ausgaben gesammelt und aufbewahrt werden; die eine Fülle wertvollen und interessanten Stoffes enthaltenden Blätter ergeben mit der Zeit ein überaus vielseitiges und wertvolles Nachschlagewerk für jedermann.

Die Sammelmappe kann zum Preise von 1,40 Mark bei den Zeitungsausgabestellen bestellt werden.

Ledigenheim Henrichshütte

empfehltes gutes, kräftiges Mittagessen, Portion 30 Rpf.; desgl. billige Wohn- und Schlafgelegenheit mit Heizung und Brausebad.



Strickkleidung

schont Ihre Gesundheit!

Ihre Gesundheit ist Ihr Kapital, das Sie durch warme Kleidung schützen sollten

Wir bringen reizende Herbstneuheiten sehr preiswert!

Hattingen **Hamacher** Gr. Weilstr.

Kasino Henrichshütte

Hattingen-Ruhr

Fernruf 2087

Ökonom: H. Schmiedel

Das Haus der vornehmen Gastlichkeit.

Kegelbahn • Dortmunder Kronen-Bier • la Küche • Weine der altbekannten Kasinokellerei

Reellste Bezugsquelle:

NEUE GÄNSEFEDERN

von der Gans gerupft, mit Daunen, dopp. gerein., Pfd. 2,—, allerbeste Qualität 3,—, kleine Federn (Halbdaunen) 4,—, Dreivierteldauen 5,— und 6,—, gereinigte geriss. Federn mit Daunen 3,25 und 4,25, hochpr. 5,25, allerr. 6,50, la Volldaunen 8,— und 9,—. Für reelle, staubfr. Ware Garantie. Versand gegen Nachnahme ab 5 Pfd. portofr. Pa. Inlette m. Garantie billigst. Nichtgefall. nehme auf meine Kosten zurück. Willy Mantuffel, Gänsemästerei, Neutrebbin 61 b (Oderbr.). Ältestes und größtes Bettfedernversandgeschäft des Oderbruches, gegr. 1852.

Die noch nicht weiß, was Nürnbergs größte rein deutsche Webwaren-Firma bietet:

Aus unseren neuen Sonder-Angeboten:

Ab Fabrik über unser Lager gleich zum Verbraucher
Garantie der Zurücknahme, falls Ware nicht entspricht.
Damast, geblümt, hochglanz, appetitfr. Aussteuerware, 130 br. . . . 98
Hohlraum-Bettuch unverwüstl. ohne jede Appretur, 150/220 cm, d. Stck. 1.95
Flanell, gestreift, gebleicht, kräftig 70 cm 27
verlangen Sie Preisliste 4 gratis

Sironz Cuntz G.m.b.H.
Wöhringer Str. 11, D-8 München
Telefon 111111, Telefax 111111
Versand ab RM. 10,- Ab RM. 20,- portofrei!

Mitarbeit

an unserer Zeitung sollte jeder Leser als sein Recht und seine Pflicht ansehen

Gänsefedern noch billiger!

Pr. gew. Ware v. 1,30 RM an per Pfd. bis zu den feinst. Daunen p. Pfd. 8,— la Gar.-Inlett! Must. u. Preisl. grat. Annahme v. Ehestandsdarlehensscheinen Paul Wodrich, Neutrebbin 60 Oderbr. Gänsemast u. Bettfedernfabr.

Neue Preise!

Mifa-Chrom-Ballon nur RM. 53.—
Original-Monopol

Panzer-Fahrräder nur RM. 49.—
Torpedo-Freilauf, la gelöteter Rahmen,

Badenia-Fahrräder nur RM. 49.—
Torpedo-Freilauf, la gelöteter Rahmen,

Roland-Fahrräder nur RM. 38.—
Torpedo-Freilauf, la gelöteter Rahmen,

NSU.-Fahrräder
in 10 verschiedenen Modellen

la Schrank-Sprechapparate
zum Aussuchen nur RM. 28.—

Röl, Fahrradhaus
am Rathaus

Bochum, Ecke Bongard- und Mühlenstraße

Größtes Fahrrad-Spezialgeschäft am Platze

Fußschweiß Reukaform
Pr. 1.45 RM. flüssig

Zu beziehen durch Chemiker R. v. Kalkreuth, Kosmetika, Chemnitz, Zschopauer Str. 12 I.

Vertreter allerorts gesucht.

Hand-Achsel-Schweiß Reukaform
Pr. 1.45 RM. Creme

HERRENKLEIDUNG NUR VON THÖNE